

# Schweizer zur Zeit der Schlacht bei Murten

Autor(en): **Fischer, Rudolf von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neues Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **32 (1926)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-129833>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Schweizer zur Zeit der Schlacht bei Murten.

Von Rudolf von Fischer

Wenn wir in den Chroniken der Burgunderkriegszeit Aufschluß über die Art des Denkens und Fühlens der Schweizer suchen, so werden wir bald gewahr, daß Nachrichten darüber nur spärlich und dürftig auftauchen. Denn der Schweizer Chronist, er sei Schilling, Anshelm (wenigstens in dieser ältern Zeit), Brennwald, Edlibach oder ein anderer, beabsichtigt keineswegs, Zustände zu schildern, ihm ist es vielmehr darum zu tun, Merkwürdiges niederzulegen. Wichtige Vorfälle will er der Erinnerung bewahren, Krieg, politische Verhandlungen, Naturereignisse, Teuerung, Feuersbrunst, Pestilenz und dergleichen. Sensationelles festzuhalten, ist seine Absicht. Das gewöhnliche, tägliche Leben, die Eigenart seiner selbst und seiner Mitmenschen sind ihm selbstverständliche Gegebenheiten, die keiner Erwähnung bedürfen. Dabei schreiben die Chronisten für sich selbst oder für Adressaten, denen das ebenfalls selbstverständliche Gegebenheiten sind.

**Benützte Quellen.** Darstellungen: E. Gagliardi, Geschichte der Schweiz. — Eman. v. Rodt, Geschichte des Bernerischen Kriegswesens. — Ed. v. Rodt, Bern im XV. Jahrhdt. — G. F. Döhlenbein, Die Urkunden der Belagerung und Schlacht von Murten. — W. Döhsli, Quellenbuch zur Schweizergeschichte. — Chroniken: Anshelm I, Schilling II, Edlibach, Bonstetten, Brennwald, Fries u. a. — Die Bilder in der Schilling-Chronik in der Stadtbibliothek Bern, sog. „Berner Schilling“.

Anders der Einjiedler Dekan Albrecht von Bonstetten. Ehrgeiz führt ihm die Feder, wenn er sich in seiner Schrift über Land und Leute der Eidgenossenschaft Rechenschaft gibt über das Wesen seiner Miteidgenossen. Es entsteht eine Skizze, die für das Ausland bestimmt ist, die er dem Dogen Mocenigo von Venedig widmet und später Ludwig XI. von Frankreich. Aus eigener Anschauung berichtet er, nach einer detaillierten Beschreibung der einzelnen Orte, von „derselben Volks natur und eigenschaft“. Sorglich trennt er dabei die Städter (er bezeichnet sie als Bürger) von den Landleuten. Wohlgebaut finden wir da die Städter, blond und kraushaarig, sie, die in der Jugend „der Minne fast dienend“, im Alter gar weise, klug und einsichtig werden, als Handwerker sinnreich und nicht zu grob sind und sehr zu Bequemlichkeit neigen. Von ihnen stechen die Landleute als die „Rüchern“ ab. Großen Leibes, grimmig und stark, wahre Kinder des Kriegsgottes, lebhaft im Reden, kantig und stolz, sind sie schwer zu bezwingen. Wie die Städter als zierlicher, so werden die Landleute für streitbarer angesehen. Doch, fügt er bei, es gibt viele Leute, die meinen, daß das ganze Schweizervolk im Kampf gleich hohes Lob verdiene.

Immer wieder läuft Bonstettens Charakterisierung in die weit überwiegende kriegerische Eigenschaft des Schweizern und des Schweizertums aller verschiedenen Stände und Orte aus, in der Kennzeichnung des Schweizern als Soldaten. Von jedem Kanton faßt er die Volkseigenschaften in wenig Worte zusammen, die fast immer Bezug nehmen

auf die Stellung der Betreffenden als Krieger. Und nirgends wird die Größe des Kontingents, den der Ort ins eidgenössische Feldlager zu senden imstande wäre, unerwähnt gelassen.

Alles mögliche weiß Bonstetten am Schluß seines Buches zu Lob der Eidgenossen zu berichten: daß sie Gott ehren und die Priesterschaft in Würde halten und die Dinge der Kirche auch im Kriege nicht verachten, wie treu sie seien und arbeitsam, gütig gegen Witwen und Waisen, ehrerbietig gegen Fremde. Doch, nachdem er auch den Frauen Schönheit, Freiheit des Gemüths, Kurzweiligkeit, Liebe zu ihren Kindern, auch Ehrbarkeit nachgerühmt hat und wir meinen, ein so dick aufgetragenes Lob könne in keiner Weise mehr übertroffen werden, findet er, der Humanist, doch die letzte Steigerung schweizerischer Qualität in dem Satz: Dies ist auch ein Geschlecht (das ich Vergilianisch vil mit wenig rede), nit zu überwinden im Streit.

Das ist das Höchste und das Eigentümlichste, was es über die Schweizer zu sagen gibt — damit beschließt Bonstetten sein Werk mit den Worten: „Sie hatt ende der Obertütschheit Endgnößschaft der stetten und landen und der menschen sitten vil furcz beschribunge.“

So gibt uns Bonstetten zwei Gesichtspunkte, unter denen wir die Schweizer jener Tage betrachten können, einmal den individualisierenden, von der Verschiedenartigkeit der innern Verhältnisse ausgehenden und die Ungleichheit der Sitten, besonders der in zunehmendem Wohlstand lebenden Städte und der knorrigen Bergbewohner der Urkantone be-

leuchtenden — und andererseits den typisierenden Gesichtspunkt, der im Schweizerkrieger den Sammelbegriff schweizerischen Volkstums findet. Für die erste, wissenschaftlich eigentlich interessante Betrachtungsweise, sind die Quellen viel zu sehr zersplittert, als daß man ohne einen bedeutenden Zeitaufwand mehr, als nur das schablonenmäßige darüber erfahren könnte. Ich werde hier vielmehr versuchen, vom schweizerischen Soldatentypus der Burgunderkriege anhand von Chronik, Lied und Bild eine kleine Skizze zu geben.

Immerhin sei hier noch zuvor zur Veranschaulichung der Gegensätzlichkeit von Stadt- und Landorten die Gegenüberstellung von Bern und Uri aus der Bonstetten'schen Beschreibung gegeben:

Bern ist ein statt, groß an richtum, mit hübschen hüwen gezieret, und ist nüt, lustig mit witen gassen, zu beder sitte gewelbe habende, under denen mit drocknen füßen man wandern mag . . . . Allhie ist ein guoter lust, abend regen fallende und Fön weget schön us Welschland. Habent vil Hüser gezieret mit Gertlinen, gesund den Dugen, das ist vil lustig an ze schowen. Das Statt folk ist nüt hofferig, hat ein lantlich rede, aber die userlesner könnend schier all die welschen Zungen und lieplich redende.

Uri, das stark, ist ein land, vast talacht und mit hohen gebirgen umgeben, der Gothart ist ein ruwer fels, in welches hüle sind ungestüme wind, von großem Gestrudel dönnende allenthalben da umbe. Allhie ist Coluz riche, schwarz welde voller steynen und scharpfer sind da inne vil, diß ist ein Tal großer

ruche mit überscharpfen felsen und kalten, wilden hülinen und dornreichen hübeln gesterket. Die landlüte sind stark, einer herten arte von herzen, lib und den waffen, begierig ist er an die fiende, der Urner.

Wir sehen, es sind Unterschiede, die in friedlichen Zeiten wohl Anlaß zu verschieden gerichtetem Handeln, zu Mißhelligkeiten und allerhand Zwist geben mögen. Doch sind gerade diese Eigenarten geeignet, sich im Falle der Not, bei Bedrängung von außen, zu ergänzen. Die reicheren Berner und Zürcher sind im Stande, im Ausland gebildete Offiziere beizusteuern (etwa Hübener, Scharnachtal, Hallwyl), die Bewohner des Flachlandes sind der Handhabung der Langspieße gewohnt, die zum Angriff der Reiter unumgänglich notwendig sind, da die zu kurzen Hellebarden, im Handgemenge eine gute Waffe, in der Ebene an die Panzerreiter nicht heranreichen.

Die Leute aus den gebirgigen Orten hintwieder geben mit ihrem natürlichen Temperament und ihrer noch ungebrocheneren Rohheit und Kraft dem ganzen eidgenössischen Heerhaufen einen erhöhten Schwung. Bewundern wir an den Bernern die Zähigkeit und an den Zürchern opferfreudige Ausdauer, so werden wir im Eidgenossenlager doch als tonangebende Kriegsgurgeln die angriffslustigen Inner-schweizer bezeichnen, die sich am vielen Gut und Blut der regulären Burgunderzüge nicht ersättigen konnten und noch zum Saubannerzug als wilde Schar ausziehen mußten.

Betrachten wir zunächst die Gründe, die die

Schweizer zur Zeit der Burgunderkriege und späterhin veranlaßt haben, zur eigentlichen europäischen Kriegernation zu werden.

Der alte Zürichkrieg hat in zwei Richtungen das Ueberhandnehmen des Kriegshandwerks befördert. Einmal war die Lust an Fehde, Raub und Beutezug in einem schonungslos entfesselten Kampf von anderthalb Jahrzehnten jedem einzelnen zur Gewohnheit und Leidenschaft geworden. Dann aber zeigte sich auch erneut, daß das friedliche Gewerbe in manchen Gegenden der Schweiz nicht ausreichte, um die gesamte Bevölkerung zu ernähren. Die Industrie in den Städten war im Schwinden begriffen, sie hatte Mühe, gegen die ausländische Konkurrenz aufzukommen. Auch der Handel, besonders Zürichs, hatte unter der Unsicherheit der Straße in den langwierigen Kriegszeiten schwer zu leiden. Bei diesen wirtschaftlichen Schwierigkeiten schien es ratsam, das Kapital der gewonnenen Kriegserfahrung nutzbar zu machen. Der Solddienst wird zu einer wesentlichen Einnahmequelle für Staat und Particularen. Von weitblickenden Staatsmännern einzelner Orte wird versucht, diese bedeutende militärische Potenz und den ihr innewohnenden Expansionsdrang in den Dienst des Staates, zu dessen Erweiterung, zu stellen, den strudelnden Strom in ein dämmendes Bett zu zweckmäßiger Arbeit zu bannen. So geht der Weg von St. Jakob an der Aare, dem Kampf um die Selbstbehauptung, über die rein übermütigen Züge gegen Konstanz, des Klapparts wegen, und in den Sundgau wohl mehr auf die Reizung der österreichischen Ritterschaft, als nur auf Bundeshülfe

für Schaffhausen und Mülhausen hin, zu den Burgunderkriegen, in denen sich die Motive der Expansion Berns und des Erwerbs von französischer Pension und Beute verbinden und die die ganze Skala von feinem Angriff bis zu notvollster Verteidigung umfassen.

Wir sehen, wie die Kriegslust mehr und mehr zum hervorstechenden Zug im Bilde des Schweizers wird. Nicht nur der einheimische Führer zieht sie als Faktor in den Kreis seiner Berechnung, auch auf der Börse der europäischen Politik hat sie ihren eigenen, hohen Kurzwert. Und mehr und mehr nimmt die fremde Beanspruchung des Schweizers überhand. Ist's im Burgunderkrieg noch meist der Hausvater oder ehrsame Bürger, der als Soldat ins Feld zieht, so finden wir bald später als Typus des Schweizerkriegers den eigentlichen Söldner, den leudigen, frechen Gesell, den Kriegshandwerker.

Wir haben in Bern, im Historischen Museum, die Kopie einer kleinen Glascheibe, die in Wort und Bild diese zwei Schweizer Soldatentypen einander gegenüberstellt (der Entwurf dürfte von Niklaus Manuel, die Ausführung von Hans Junk sein). Bescheiden steht der alte Schweizer in gräulichem, schlichtem Rock und einfachem Barett da, an der Seite den kurzen, starken Schweizerdegen, ihm gegenüber pfauenstolz der spätere Söldnertypus, voller Glanz, Farben, Goldketten, mit waldendem Federhut, im wogenden, schweren Mantel. Und auch im Vers wird das gottesfürchtige, treue, einfältige Wesen des Alten, der unrechtes Gut verachtet und alles Fromme zu schirmen willig sei,



dem viel listigeren, späteren Söldner gegenübergestellt, der köstlich ißt und trinkt, praßt und spielt. Warnend wirft der Alte dem Jungen vor:

Guot was unser Knecht, jetzt ist's din Herr,

Wer bi dir Guot hat, der hat Ehr.

Ich sag dir das an allen Spott,

Guot ist worden din Herr und Gott.

Wohl trifft die Charakteristik auf den jungen Eidgenossen besser zu, als auf den alten, wo sie etwas sehr in den Lobton über die verschwundene, gute alte Zeit verfällt, aber für den Unterschied der Miliz und der Söldnerzeit ist sie recht bezeichnend und einige Züge der Schlichtheit finden wir wirklich bei den alten Eidgenossen der Burgunderkriege. Wir dürfen vor allem, wenn wir die Gesinnung der Schweizer Krieger am Ende des 15. Jahrhunderts betrachten, nicht mit den Maßstäben unserer Zeit messen. Wir, die Betrachtenden, sind aufgeklärt, leidenschaftslos, human. Der alte Schweizer empfindet heiß und impulsiv, er glaubt, wo wir Glauben und Empfindungen ins graue Nichts zerdenken. Auch der alte Eidgenosse hat Humanität, allein nur so weit sie umgrenzt ist vom Gebot von Kirche und Staat. Die Schweizer Kriegsordnung schreibt vor, die Priester und die Frauen, die Alten und die Kinder zu schonen. Im Feindesland darf nicht geplündert werden, doppelt wichtig, weil sich die Auszügler während des Krieges aus eigener Tasche, d. h. aus ihrem Sold zu verpflegen haben. Aber auch beim Feind soll nicht, außer in Ausnahmefällen, das Wachstum, Baum und Korn, verwüstet, sollen die Mühlen nicht verbrannt werden. Wie

weit diesen Vorschriften nachgelebt worden ist, vermögen wir nicht zu sagen, aber gerade in Diebold Schillings Bildern finden wir für die Geltung dieser humanitären Anschauungen die besten Belege: Erbürdet nämlich mit Vorliebe dem Feind alle Schändlichkeiten auf, und so sehen wir denn den Herzog von Burgund mit Vergnügen der Exekution einiger armen Frauen, die an einen Baum gehängt, mißhandelt und verspottet werden, zusehen und im Hintergrund des Bildes fehlt auch der Knecht, der mit dem Meßkelch Unfug treibt, nicht. Oder andere Bilder zeigen Feinde, wie sie Rebstöcke abhauen und bei einer mißglückten Belagerung eines Schlosses im Sundgauerzug haben die bösen Feinde „natürlich“ gerade die armen Marktetenderinnen niedergestochen und die zwei blutenden Frauen bieten einen gar erbarmungswürdigen Anblick dar. Die Einhaltung dieses Maßes von Menschlichkeit wie es in kirchlicher und laienhafter Zeitgesinnung verwurzelt und durch die Säkung umschrieben ist, wird vom Staat streng verlangt. In den Abschieden finden wir die Forderung, daß etliche Knechte, die das Sakrament verunehrt hätten, bestraft werden sollen, in den bernischen Ratsmanualen das Gebot, daß der im Kloster zu Romont verübte, große Mißhandel geahndet werde.

Wenn wir noch dazu nehmen, daß die Obrigkeit in einem Fall besonderer Grausamkeit, bei der Besetzung des Städtchens Estavayer, an die Anführer jener Truppen schrieb, sie möchten zur Abwendung der Rache Gottes künftighin solche unmenschliche Härteigkeiten verhüten, die doch von den

lößlichen Altvordern zu allen Zeiten an den Tütern hart gestraft worden seien, — und die Bestrafung der Schuldigen vornehmen und wie sie, die Regierung, ein andermal die Judenschaft eines kleinen Ortes von einer drückenden, ihr aufgezwungenen Pfandsumme ungelöst lossprach, so haben wir den Umfang humanen Handels jener Tage umschrieben. Wer die Geschichte als eine fortschreitende Entwicklung ansieht, wird hier einen Keim finden, der sich im Lauf der Jahrhunderte mächtig entwickelt hat und heute als Grundprinzip fortschrittlichen Denkens gelten kann.

Ganz anders ist der Grundton, der aus den kraftvollen Kriegsliedern jener Zeiten klingt, und reizvoll bunt die Bilder, die uns das Leben und Treiben der tapfern Soldaten schildern.

Da sehen wir — in Schillings Bilderchronik — Heere ausziehen mit hochragenden Lanzen und kurzen Brustpanzern ausgerüstet, vorne dran marschieren mit holdseligem Lächeln zwei Marktenderinnen, oder stolz reitet ein schwer gepanzerter Hauptmann voraus mit fliegenden Fahnen und fröhlich flatternden Wimpeln. Hier stürmen mutige Eidgenossen hochgemauerte Schlösser und Stadtwälle. Dort wagen sie aus bedrängter Beste ungestüm einen plötzlichen Ausfall. Wenn uns auch die Bilder, als Sammlung genommen, bald monoton anmuten und die Vorfälle im großen und ganzen immer wieder dieselben sind, so sind sie doch im einzelnen lebhaft und vielgestaltig, wie das Leben der Krieger, voller Kurzweil, Spannung und Reiz. Kindlich genießen diese ihr geliebtes Dasein, heiß in ihren Empfindungen, denen sie ungescheuten und ungebrochenen Aus-

druck verleihen. So weinen die Eidgenossen vor Freude bei Murten, als der heiß erwartete Zürcher Zuzug eintrifft. So wandeln an großen Sündenvergebungstagen Mann und Weib barfuß durch die weiten Gassen der Stadt Bern, vom Münster zum Zeitloeken und weiter, reuig, vor aller Augen, wie Schilling berichtet.

Neben einer innigen Frömmigkeit, die ihren bestimmten Platz im Herzen der Soldaten einnimmt, und der wir im Felde öfters begegnen in den Gebeten vor der Schlacht oder in der Messe z. B., die die Zürcher auf ihrem raschen Murtenmarsch an der Brücke von Gümnenen abhalten, wo Waldmann die Seinigen anfeuert, und einer dem andern den St. Johannes=Segen zu trinken gibt, neben dieser Frömmigkeit stoßen wir unvermittelt auf Ausbrüche elementaren Hasses, wenn die Eidgenossen auf den Feind treffen. Da gilt kein Bedenken mehr, Vernichtung des Gegners ist angenehme Pflicht, das Spiel um sein Leben das wahre spielenswerte Spiel und der Tanz unter klirrenden Schwertern, vom krachenden Speere und leuchenden Schlachtruf begleitet, der lustvollste Reigen. Gern wird die Anweisung befolgt, die einst die Tagsatzung erließ: mit geschlossenen Fäusten und offenen Augen dreinzuhauen, damit der kräftige Hieb desto sicherer treffe.

Und, ist der Sieg gewonnen, so wird unter den Geschlagenen aufgeräumt. In den Schlössern werden die Besatzungen über die Wälle geworfen oder gefangen genommen und dann hingerichtet. Bezeichnend ist der Vorfall, der sich auf der Burg zu Villarzel zutrug: der Vogt fleht um sein Leben, er

bietet ein Lösegeld, 1200 fl., er wird doch hingerichtet — Blut muß fließen.

Für die Hitze des Kampfes entschädigt fröhliches Lagerleben. Die Bilder in der Schilling-Chronik sind auch hier aufschlußreich: Besonders Belagerungen, übrigens eine dem Schweizer wenig genehme und meist wenig ergebnisreiche Art der Kriegsführung, eignen sich mit ihren langen Wartezeiten, sich durch allerlei Kurzweil das Leben erfreulicher zu gestalten, Kurzweil, wie sie Edlibach (bei anderer Gelegenheit) einmal umschreibt: und vertrieb sich jedermann den Tag mit Freuden, einer mit Spielen, einer mit Tanzen und der Dritt mit wohl essen und trinken unß uf das nachtmal. Vom Spielen habe ich kein Bild gesehen, es wird sich wohl um Würfeln handeln, die übrige Laßal schildern Schillings Bilder von der Belagerung von Waldshut, Blamont und Héricourt. Bei Waldshut zapft ein Kriegsmann herzensfroh ein Fäßlein an, während sich ein anderer mit einer Marktenderin vergnügt, was wieder ein dritter, aus seinem Zelt herausschauend, mit neugierigen Blicken verfolgt. Bei Blamont lagert in einem Zelt mit Basler Wappen ein müder Held und läßt sich von einer recht lieblichen Troßmaid ein ansprechendes Brathühnchen freudenzen.

Auch Edlibach weist für derartige materielle Freuden ein gewiß nicht unzeitgemäßes Interesse auf. In Mailand erhalten die Begleiter Waldmanns auf der Gesandtschaft von 1480 herrliches Gebäck, Zucker- und Mandelfladen, — „die glissend grad als Marmelstein und warend vast gutt“.

Es entspricht der Vitalität der Eidgenossen, daß sie, wie sie bei sich bietender Gelegenheit die Freuden genießenden Daseins voll auskosteten, in Augenblicken der Not dann fast Unglaubliches an Entbehrungsvermögen und Kraftentsfaltung einzusetzen hatten. Ich denke hier besonders an den Anmarsch der Zürcher vor Murten. In einer außerordentlich kurzen Zeit legten sie damals schon die Strecke Zürich—Bern unter den ungünstigsten Wegverhältnissen zurück. Sie waren kaum in Bern angekommen, todmüde, und hatten sich ein wenig niedergelegt, als noch vor Mitternacht Waldmann wieder Alarm blasen ließ und, von den um ihre Angehörigen in Murten hangenden Bernern und Bernerinnen gedrängt, aufs neue aufbrach. Wieder bei anhaltendem Regen, — die Frauen weinten und segneten sie und es regnete, daß einer kaum mehr seinen Vordermann sah — berichtet Edlibach. — Aber das Geheimnis der schweizerischen Tapferkeit lag nicht allein in der Wesensart des eidgenössischen Kriegers, es lag auch in der damals allerdings nur bei einer ehrliebenden Miliz möglichen, unerbittlichen Kriegszordnung. Schon Bonstetten hat das erkannt. Er schreibt: Einmal seien die Schweizer rauh und von zäher Art, dann kämen sie oft schon früh in fremden Dienst und übten sich wohl im Waffenhandwerk, aber „das größte ist, daß, wo einer us denen in einem stritt fluhe oder by einer unerlichen flucht wäre, den dett man von stund enthaupten und wurde sinen nachkommen bis an das dritt geschlecht ze schande usgehalten“. Gerade darin hat auch Niccolo Macchiavelli, wohl der eingehendste

Kenner schweizerischen Heerwesens, einen Kernpunkt eidgenössischer Ueberlegenheit gefunden und deshalb seine Landleute zur Nachahmung dieses Grundsatzes aufgefordert.

Schauen wir noch einmal zurück, was wir für Züge zur Charakterisierung der Schweizer gefunden haben, so wäre zusammenfassend etwa folgendes hervorzuheben: Der eidgenössische Kriegsmann zur Zeit der Burgunderkriege verkörpert die wesentlichen Züge damaligen schweizerischen Volkstums, als da sind: Männlichkeit und Kindlichkeit zugleich, ein ungebrochenes Lebensgefühl und ein starker Empfindungen fähiges, wenig differenziertes Gemüt, das in den festen Gründen von Religion und Vaterland tief verankert ist.

